

Das Menschlein Matthias.

7]

Erzählung von Paul Jlg.

Mit schrecklicher Spannung verfolgte er das Mienenspiel der Mutter, die am Rain saß und über etwas angestrengt nachdachte. Sie hatte ein schneeweißes Kleid voller Stickerien an, das er noch gar nicht kannte, eine Kette mit roten Perlen am Hals, durchsichtige Handschuhe bis zum Ellbogen; ihre Schuhe waren aus grauem Zeug gemacht, solche, wie sie nur die vornehmsten Guggisauer Kurgäste trugen. Wäre sie ihm als Fremde oben im Kurgarten begegnet, so hätte er sie gewiß für eine doppelt und dreifach Reiche gehalten. Ihr Anblick machte ihm schon wieder ganz eigen wohl, er mußte nur immer schauen und staunen, wie schön sie war, gerade jetzt, wo sie so in sich versunken schien oder traurig ins Tal hinunterblickte. Woran dachte sie nur? Vielleicht an den Großvater, der wie aus der Welt weggestorben war, oder an den Mann, von dem sie sagten, daß er die Mutter ins Unglück gebracht habe? Und plötzlich fiel ihm ein ... das giftige Wort aus der Morgenfrühe: „Belsche Hammer!“ worauf er lang überlegte, ob er ihr den Schimpf berichten sollte. Allein es ging über sein Vermögen; er mußte das aufsparen, bis sie in Sicherheit waren; dann aber wollte er der Mutter so viel erzählen, daß sie gewiß Augen machte wie Ostereier und nicht mehr daran dachte, „diese da“ zu besuchen. Mochten sie doch alle miteinander nach Amerika ziehen!

Die Mutter machte jedoch wider Erwarten einen dicken Strich durch seinen kühnen Rückzugsplan, indem sie sich seufzend erhob, ihm wie bedauernd über die Haare strich und zu verstehen gab: „So komm denn, wir müssen sehen, was die da unten machen. Sie werden wohl mit dem Essen auf uns warten!“

Es war ein vernichtender Schlag. Er zögerte, das ihm zum Tragen überlassene Paket mit Geschenken zu nehmen. Seine Augen füllten sich wieder mit Tränen. Hatte er denn alles nur geträumt? Dachte die Gute schon nicht mehr daran, ihn mit nach Treustadt zu nehmen.

Die Mutter bemerkte jedoch sogleich die tiefe Verwundung des Knaben und begann im Gehen tröstlich davon zu sprechen, wie sie es wohl recht bald einrichten wolle, daß er für immer zu ihr kommen könne. In den Ferien müsse er dann zuerst einmal sehen, ob es ihm in der Stadt auch wirklich gefalle. Heute schon werde sie mit der Wasgotte alles recht-schaffen bereden. Er solle jetzt nur nicht mehr zweifeln und traurig sein, die paar Wochen noch geduldig ausharren, der Wasgotte in allem gehorchen und fleißig lernen, damit er dann in der Stadtschule nachkomme!

Zwar klang das so übel nicht in seinen Ohren. Allein dem vorigen grundstiebigen Zauberspruch kam es wenig gleich. Bis zu den Sommerferien war's auch noch sehr lange hin. Da konnte die Mutter sich anders besinnen oder schon wieder alles vergessen haben. Trotzdem nahm er sich die Mahnung tapfer zu Herzen, schlug Zweifel und Trübsal bald wie ein Mann in den Wind und ließ sich nicht das geringste merken, als sie vors Haus kamen.

„Die Base Britta ist da!“ schrie Frida an der Ecke und fiel vor Eifer schier auf die Nase. Schnell kam Matthias wieder auf andere Gedanken. Er hätte den unnützen Balg, der sich so dreist an seine Mutter hing, durchaus einen Kuß geben und den Sonnenschirm tragen wollte, am liebsten die Staffeln hinuntergestoßen. Das Paket verbarg er streng hinter seinem Rücken, so gierig Frida danach äugte.

Ja, wie sie nun alle wieder taten und strahlende Gesichter machten! Die Wasgotte wuschte sich vor Vergnügen und Ehrerbietung die Hände an der Schürze ab, der Bettlergötti schmunzelte, zeigte auf einen schmauchbärtigen Mann, der ihm gegenübersaß, und sagte zur Schwägerin: „Der da wird Dir, denk, auch nicht fremd sein? Er wollte bloß einmal sehen, wie's da oben aussieht!“

„Matthias, ja, bei dem prächtigen Wetter! Grüß Gott, Herr Gemperle!“ sagte die Angekommene verlegen, und es war zu merken, daß ihr die Gegenwart des Mannes, der so warm ihre Hand drückte, weder zufällig noch angenehm vorkam. Dieser kehrte sich schnell dem nicht minder verblüfften Matthias zu: „Ja, was? Das ist also der Bub? So ein

Kerl ist das schon? Donner Schlag, das glaubt ja der stärkste Mann nicht! Der macht doch sicher schon die schönste Bauchwelle am Red und den großen Aufzug dazu, hä? Heiland, da kann aber die Mutter stolz sein. Was ist's, Herrle, wollen wir einen Bund miteinander machen? Schlag ein!“ Der breitgeschulterte Mann streckte dem Bürschen eine mächtige Laxe hin, harrete jedoch vergeblich auf den Einschlag, bis die Angehrin gewaltig nachhals.

Matthias betrachtete derweilen voller Zwieltacht den roten, mit vier großen F bestickten Gürtel, womit des Besuchers Hosen befestigt waren. Eine Weste hatte der überhaupt nicht an, nur ein gelbes Flanellhemd mit Troddeln unter der Jacke. Daß die Mutter den nicht leiden konnte, merkte Matthias in der ersten Minute, und dennoch schmeichelte es seinem Stolz, daß der Starke mit den durchgedrückten dicken Waden fast nur sie ansah, hingegen dem Gerede der Wasgotte kaum Gehör schenkte. Sein Triumph war vollkommen, als das Paket aufgemacht wurde. Er bekam einen Malkasten mit sechzehn Farbtafeln, drei Pinseln und vielen Vorlagen, so daß die Wasgotte gleich ausrief: „Du wirst noch rein zum Narren an dem Bub!“ Auch die anderen erhielten etwas und mußten zum Dank der Mutter die Hand geben, was besonders Konrad Schverfiel, der schon wieder nach dem Malkasten schielte. Dafür bewies dann die Wirtin zum Gupf, was ihr Schmalzhasen vermochte. Sie hatte einen stattlichen Korb voll „Sauhörle“ gebacken, bei dessen Anblick ein lautes Oh der Anerkennung erscholl. Vorher gab es Rindsbraten, mit Knoblauch gespickt, einen turmhohen Erdäpfelstock, Johannisbeerwein und so viel Salat, daß man dachte, die Ziegen müßten noch mithelfen.

Das schöne Familienfest wurde nur getrübt durch das Beisein des Bleichermeisters Gemperle, der die Jungfer Böhli keine Sekunde aus den Augen ließ, ihr unnötig oft zutrank und nicht einmal merkte, daß diese immer anderswohin sah.

Nach dem Essen mußte das junge Volk die Stube räumen. Als jedoch Brigitte desgleichen ausrücken wollte, ließ es Frau Angehr nicht zu, und die Schwüle in der niedrigen Stube wurde sogleich gewitterhaft; die vier Köpfe senkten sich ratlos, die Hände zerbröselten Kuchen oder spielten mit den Löffeln in den geblümten Kaffeetassen. Die Hausfrau war als erste wieder oben auf. Sie hatte vom Morgen her den guten Humor behalten; die ihr eröffneten holden Aussichten bewahrten sie jetzt vor eiferfüchtigen Regungen gegen die Schwester, deren gute Unterkunft vielleicht in dieser Stunde beschlossen werden konnte. Mit dem Bleichermeister war Frau Angehr schon vor Brigittes Ankunft ins Meine gekommen. Also nahm sie jetzt die zarte Sache behutend in die Hand.

„Schau, Britta, wir wollen einmal wie rechte Schwestern miteinander reden. Du bist ja nun bald auch nicht mehr die Jüngste, hast schon manches Schwere durchgemacht und sollst endlich auch darauf sinnen, wie Du aus dem Fabrikleben heraus- und in ein ordentliches Hauswesen hineinkommst. 's ist ja nur Deinetwegen. Denk, wie nötig der Bub einen braven Vater hat. Nicht, daß er mir verleidet oder schon zu gerieben wäre — deswegen hält' es noch lange Zeit — aber besser ist besser.“ Sie war selbst so mitgenommen von diesem ehrfamen Gedankengang, bei dem sie so fein alles Kränkende vermied, daß ihr die Rührung das Wort im Munde ersticke. Ihr Mann lehnte schweigend, tiefsinnig schmauchend gegen die Wand. In dieser Sache konnte er erst mitreden, wenn sie für eine spähafte Behandlung reif war. Das „Einfädeln“ ging ihm gegen die Natur, besonders wenn Dehr und Faden so wenig abgepaßt waren wie in diesem Falle. Es sah nämlich gar nicht danach aus, als ob die Geschichte irgendwelche gute Summe zeitigen werde. Brigitte kehrte der Verhandlung sehr unziemlich den Rücken und sagte ihre Ansicht: „Gott behüte, mir ist's jetzt nicht ums Heiraten; das preßiert noch nicht halb so schnell!“ zum Fenster hinaus, wo doch niemand war, der sie richtig würdigen konnte. Der unwillkommene Freier sah nahezu drein wie ein Angeklagter, welcher vor dem Urteilspruch zum letzten Wort aufgerufen wird und schon weiß, daß seine Sache schief steht. Als suchte er einen Flecken auf dem Deckblatt, drehte er andauernd seine Zigarre zwischen den Fingern, tupfte zwecklos oft die Nase ab und brante innerlich das bitter-süße Tränklein einer Liebeserklärung. Aber

er zitterte heftig beim Einschenken, goß reichlich die Hälfte daneben und mußte dazu noch erleben, daß der gute Trunk einfach verschmählt wurde. Die Heißbegehrte sagte ihm nur so vom Tisch herunter.

„Ich danke Ihnen für das große Vertrauen, Herr Gempferle. Aber ich muß halt offen und ehrlich sagen, daß sich bei mir nichts verändert hat. So wie vorm Jahr, als Sie mich zum erstenmal fragten, muß ich auch jetzt wieder nein sagen. Wir passen einmal nicht zusammen,“ erklärte Brigitte Böhi, deren Abneigung gegen den zudringlichen Verehrer noch größer war, seit er sich mit Schwager und Schwester verbunden hatte.

Diese zwei kamen sich jetzt auch überflüssig vor und räumten das Feld mit gekränkten Mienen. Besonders Frau Angehrung die Reiste der Mahlzeit so stolz hinaus, als hätte die Schwester eigentlich schon den großen Anstalten zuliebe Ja sagen müssen. Draußen ließ sie ihre Empörung schreien: „Die tut ja beim Eid, wie wenn sie Grassäcken zu verschicken hätte! Ist sie nicht bei Trost? Ein Mann mit vierzig Franken Wochenlohn und geraden Gliedern, der nicht spielt und herumjault und jeden Tag eine Bessere haben könnte! Wenn sie so einer mitsamt ihrem Häuflein Unglück noch nehmen will, soll sie doch Gott danken und nicht hochmütig tun wie eine Gifernantel!“

(Fortsetzung folgt.)

Noch einmal.

Von John Galsworthy.

(Schluß.)

Um fünf Uhr gab sie ihre Wanderung auf, und von einem anderen dunklen Gefühl nach Rache getrieben, schlug sie die Nachtung nach dem weißen Hause ein, in das der elegante Herr am letzten Abend eingetreten war. Sie zögerte lange, ehe sie die Glocke läutete; dann verlangte sie gleichmütig, „den Herrn“ zu sehen, und ihre Stimme klang ein wenig rau und heiser von den vielen Erstickungen, die sie sich beim Blumenverkaufen zugezogen hatte. Während das Dienstmädchen hineinging, um zu fragen, ob sie vorge lassen würde, wartete sie in der Halle. Dort hing ein Spiegel, aber sie sah nicht hinein, sondern stand ganz unbeweglich mit niedergedrückten Augen da.

Sie wurde in ein Zimmer geführt, das heller, wärmer und selbstamer war als irgendein Zimmer, das sie je gesehen hatte. Ihr war dabei zumute, als hätte man einen Teller voll dunklen, schweren, köstlichen Weihnachtspuddings vor sie hingestellt. Die Wände und das Holzwerk waren weiß gestrichen, braune Samtvorhänge schmückten den Raum, und die Bilder hatten goldene Rahmen.

Als sie hineinging, lächelte sie, wie sie den Männern auf der Straße zugelächelt hatte. Aber das Lächeln schwand sofort von ihren Lippen. Auf einem Sofa lag eine Dame im weißen Kleid; und bei ihrem Anblick hätte sie am liebsten Aheft gemacht, um gleich wieder fortzugehen, denn es war ihr plötzlich, als wüßte man, daß sie keine Unterwäsche unter ihrem neuen Kleide trug. Der Herr hief sie Platz nehmen. Deshalb setzte sie sich hin; und weil sie gefragt wurde, erzählte sie, daß ihr Blumenvorrat ruiniert wäre, daß sie die Miete für die letzte Woche schuldig sei und daß ihr Mann sie und das Kind im Stich gelassen hätte! Doch während sie sprach, fühlte sie deutlich, daß sie eigentlich etwas ganz anderes hatte sagen wollen. Sie schienen immer wieder dieselben Fragen zu stellen, als ob sie sie nicht verstehen könnten. Und auf einmal sagte sie ihnen auch, daß ihr Mann mit einer anderen Frau davon sei! Wie sie das sagte, stieß die Dame leise Laute des Bedauerns aus, als wenn sie den Fall verstehe und Mitleid mit der Blumenverkäuferin fühlte. Diese berichtete weiter, wie die Beiden auf dem Omnibus an ihr vorbeigefahren wären; und dabei fiel ihr auf, was für hübsche kleine Ohren die Dame auf dem Sofa hatte. Der Herr meinte, er wisse leider nicht, was man für sie tun könne: Ob sie ihren Mann verlassen wolle? Sie antwortete schnell: „Ich kann jetzt nicht mit ihm zusammen wohnen, natürlich nicht.“ Und die Dame murmelte: „Nein, nein; natürlich nicht.“ Was sie denn nun vorhabe, fragte der Herr. Sie starrte auf den Teppich und blieb stumm. Es kam ihr plötzlich vor, als dächten sie: Sie will Geld haben. Der Herr nahm einen Souverain heraus und sagte: „Bielleicht kann Ihnen das was nützen?“ Sie machte eine hastige Verbeugung, nahm den Souverain und hielt ihn fest in der Hand. Es schien ihr, daß man sie gern los gewesen wäre. Deshalb stand sie auf und ging nach der Tür. Der Herr begleitete sie, und als er ihr die Haustür öffnete, lächelte er. Sie erwiderte das Lächeln nicht, denn sie erkannte, daß es gestern nur Freundslichkeit von ihm gewesen war. Und das verletzete sie, als hätte man sie plötzlich um einen Teil ihrer Rache betrogen.

Sie ging nach Hause, ohne den Souverain zu wechseln, den

sie noch immer fest in der Hand hielt; so schwach und elend, daß sie kaum ihr Kind säugen konnte. Sie machte das Feuer wieder an und setzte sich daneben. Es war sechs Uhr vorbei und nahezu dunkel. Zweimal vorher war er am dritten Tage um diese Zeit zurückgekommen. Wenn er jetzt käme!

Sie kroch näher zum Feuer heran. Es wurde ganz finstern. Sie sah nach ihrem Kleinen; er war eingeschlafen und hatte die kleinen geballten Fäustchen an seine Wangen gedrückt. Sie schürte das Feuer an und begab sich neuerdings auf ihren Posten in der Straße, durch die der Omnibus gefahren war.

Zwei oder drei Männer sprachen sie an, aber sie lächelte ihnen nicht mehr zu und hatte daher bald Ruhe vor ihnen. Der Himmel war klar, es war sehr kalt; aber sie fühlte die Kälte nicht. Ihre Augen waren auf jene großen Wagen voll Wärme gerichtet, die Motoromnibusse. Noch lange, ehe ein jeder mit seiner Last herangefahren kam, hatten ihre Blicke schon zu suchen angefangen. Und lange, nachdem sie vorbeigerollt waren, starrten ihnen ihre Augen unter dem schwarzen Strohhut noch immer nach. Doch die Beiden, nach denen sie ausschaute, waren nicht zu sehen. Jamitten des Lärms und der plötzlichen Stille, des Durcheinanders und der Wirren von Lampenlicht und Schatten, des Durcheinanders, der Wirren und der Dunkelheit in ihrem Herzen, dachte sie auf einmal an ihr Kind und eilte nach Hause. Es schlief noch immer; auch das Feuer brannte noch. Ohne sich auszuziehen, kroch sie ganz erschöpft ins Bett. Wenn sie schon im Wachen einer kleinen Sphing ähnlich sah, so wurde dieser Eindruck durch das Geheimnis des Schlafes noch verstärkt, wie sie so dalag mit halbgeöffneten Lippen und geschlossenen Augen, deren Wimpern auf den Wangen ruhten. Im Traum rang sie die Hände und stöhnte. Um Mitternacht wachte sie auf.

Bei dem Lichte des noch immer brennenden Feuers sah sie ihren Mann am Fußende des Bettes vorbeigehen. Er sprach weder, noch sah er sie an, sondern setzte sich vor das Feuer hin und begann, seine Schuhe auszuziehen. Der Anblick dieser alltäglichen Handlung stachelte ihre Wut aufs höchste an. So konnte er also heimkommen, wann es ihm beliebte — nachdem er dort gewesen war, nachdem er sich so aufgeführt hatte, der —! Aber kein Laut des Jornes kam über ihre Lippen; sie konnte kein Wort finden, das stark genug für seine Schandtat war. Nach drei Tagen — nach dem, was sie gesehen hatte — nach all dem Warten — und Umherlaufen — nach all den Leiden — kam er heim und zog die Schuhe aus! Verstoßen richtete sie sich im Bette auf, um es besser beobachten zu können. Wenn sie den Mund geöffnet hätte, hätte sie einen Schrei ausstoßen müssen, so drückte es ihr das Herz ab. Und noch immer sprach er nicht und blidte sie auch nicht an. Sie sah ihn von dem Holzfuhl heruntergleiten, als wollte er direkt ins Feuer hineinfrieden. Und sie dachte: Er soll verbrennen, der —! Ein gemeines Wort lag ihr auf der Zunge, aber sie brachte es nicht über die Lippen. Sie konnte gerade seine zusammengekniffene Gestalt sehen und hörte seine Zähne klappern; dieses Geräusch verursachte ihr Freude. Dann war er ganz still, und sie hielt ebenfalls den Atem an. War er eingeschlafen? Der Gedanke, daß er schlafen könne, während sie dalag, von wildem Jorn verzehrt, war zu viel für sie. Sie stieß einen leisen Laut der Wut aus. Er blidte nicht auf, nur sein Fuß bewegte sich, und eine lose Kohle fiel aus dem Kamin; dann war alles wieder still. Sie kroch nach dem Fußende des Bettes. Wie sie dort zusammengelauert saß, das Gesicht zwischen den aufgestellten Armen niedergebeugt, besand sie sich dicht über seiner zusammengekniffenen Gestalt; so dicht, daß sie seinen Kopf hätte fassen und gewaltsam zurückbiegen können. In Gedanken tat sie es schon, brachte ihre Augen ganz nahe den seinen, schlug ihm die Zähne in die Stirn — so lebhaft stellte sie sich alles vor, daß sie schon den Geschmack des Blutes im Munde spürte. Plötzlich aber schrak sie zurück und verbarg das Gesicht in den Armen auf der geklumpten Bettdecke. Einige Minuten verhartete sie so, gebudt wie eine Wildlake auf dem Baum. Ein wehes, trostloses Gefühl überkam sie. Sie dachte an die erste Nacht, die sie beide in diesem Zimmer verbracht, und wie er sie geküßt hatte. Sie spürte etwas in der Kehle. Das Verlangen, zu beißen oder etwas zu zerreißen, war gewichen, und sie hob den Kopf. Er hatte sich nicht gerührt. Sie konnte gerade die Linie seiner Wange und des Kinnes sehen; er war bartlos wie ein Knabe — so entschuldig still, als wäre er tot. Ein Frösteln überkam sie und sie fürchtete sich. Was bedeutete dieses Schweigen? Sie konnte nicht einmal seinen Atem hören. Sie glitt auf den Boden nieder. Mit weitgeöffneten, farblosen Augen starrte er in das erlöschende Feuer; seine Wangen waren hohl, die Lippen schienen ganz blutleer. Aber sie bewegten sich und zitterten erdärmlich. So war er also nicht tot! Nur verfroren und ausgehungert, wie er schon zweimal zu ihr zurückgekommen war. Ihr bewegungsloses Gesicht verriet nichts von ihren Gedanken und Gefühlen, nur ihre Zähne gruben sich in die Unterlippe. Also, so war er wieder zu ihr zurückgekommen!

Die letzten Kohlen auf dem Rost flackerten plötzlich auf. Er wandte ihr den Kopf zu. Beim Lichte des schwachen Feuers waren seine Augen wie die ihres Kindes; sie schienen um etwas zu bitten; sie sahen so hilflos drein; seine ganze zitternde Gestalt schien hilflos. Er murmelte etwas; doch das Zittern in ihm verdrängte seine Worte, so daß nur ein erstickter Laut an ihr Ohr drang, wie ihn ihr Kind hervorbrachte. Und bei diesem Laut verspürte sie einen Ruck in ihrem Innern; sie zog seinen Kopf an ihre Brust und drückte ihn

mit ihrer ganzen Kraft an sich. Und als das Feuer ausging, hielt sie ihn noch immer umschlungen, wiegte ihn und schloßte, und versuchte noch einmal, ihn an ihrem Herzen zu erwärmen.

(Autorisierte Übersetzung von L. Leonhard.)

Neue russische Romane.

Unter den Verfassern der hier zur kritischen Betrachtung kommenden Erzählungswerke sind zwei Nichtrussen. Josef Conrad ist seiner Abstammung nach allerdings Pole. Aber er hat als Seemann die größte Zeit seines Lebens im Ausland verbracht und gilt, seitdem er, schon nahezu ein Vierziger, zu schreiben begann, als spezifisch englischer Schriftsteller. Der Seemann war bisher seine Domäne. Sein neuestes Werk „Mit den Augen des Westens“ (bei Albert Langen, München) spielt zum Teil in Rußland, zum Teil in der französischen Schweiz. Conrad ist weit herumgekommen und hat Menschen aller Arten kennen gelernt — auch russische Emigranten und Revolutionäre. Aus ihren Erlebnissen und Schicksalen vermagte er schon einen so fesselnd berührenden wie interessanten Roman zu schaffen. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Russe, namens Masumoff. Der Anfang von Masumoffs Erinnerungen ist mit der Ermordung eines russischen Staatsmanns verknüpft. Masumoff ist um die Zeit nichts als ein für eine gute Beamtenkarriere sich emsig vorbereitender Student. Der Zufall will es, daß der Mörder, auch ein Student, bei ihm Zuflucht sucht und ihm die Tat bekennt. Masumoff gerät hierdurch in eine verzweifelte Lage. Die Polizei könnte ja doch dem Attentäter auf die Spur kommen; dann wäre er, Masumoff, möglicherweise der Mittäterschaft, wohl gar als Mitverschönerer verdächtig — und seine Zukunftshoffnungen wären mit einem Schlage vernichtet. So verrät er lieber der Polizei den Namen des Bombenwerfers. Baldin, so heißt er, fällt ihr dann auch prompt in die Hände und wird ebenso prompt abgeurteilt und gehängt. Weil aber Masumoff vor polizeilichen Beobachtungen sich nicht mehr sicher weiß, geht er nach Genf. Gegen seinen Willen kommt er hier in Verkehr mit russischen Revolutionären — auch mit der Familie des Geheulenen. Man betrachtet ihn als Bundesmitglied — Baldins wegen, den er ja habe retten wollen. Niemand weiß aber, daß gerade er, Masumoff, ihn an den Strick geliefert hat. Diese Schurkerei nagt unauflöslich an seiner Seele. Schließlich kam er nicht mehr anders, als der Schweizer Baldin, die ihm von Anfang an warm vertrauensvoll entgegengetreten ist, seine Schuld zu bekennen. Das gleiche Bekenntnis macht er aber auch vor allen Mitglieðern. Eine furchtbare Nacht wird an ihm vollstreckt. Im Augenblick, da er die Zusammenkunft verläßt, wird er im dunklen Korridor überfallen, ihm das Trommelfell beider Ohren zertrümmert, damit er nichts mehr höre und niemand mehr verrate. Später — es ist nachts — wird er von der Straßenbahn überfahren. Mit gebrochenen Beinen und schweren Brustverletzungen kommt er ins Spital. Zwar lebt er, aber er bleibt ein elender, hilfloser Krüppel. Conrad gibt vor, nur Tatsachen nach dem Tagebuch Masumoffs, das ihm zu Händen gekommen sei, zu berichten. Zweifellos ist das nur ein in der englischen Romanen- und Memoirenliteratur häufig angewandter Trick, den Leser mit sensationellen Schilderungen über eine lockere Komposition des Ganzen hinwegtäuschen; aber auch so bleibt die große Erfindungs-gabe des Verfassers zu bewundern.

Nichttruste ist auch Lage Made Lung. Dessenungeachtet kennt Mabeland Rußland gründlich. Schon seine zwei früher russischer Novellen „Jagd auf Tiere und Menschen“ und „Der Sterkelt“ waren danach angetan, dem Dichter eine Sonderstellung einzuräumen. Mit seinem Pogrom-Roman „Die Gezeichneten“ (alles bei S. Fischer, Berlin erschienen) hat er nun erst recht seinen Ruf befestigt. Daß niemand anders, denn Rußlands Juden die „Gezeichneten“ sind, läßt in Erinnerung an den kleineren Prolog schon der Titel verraten. Wohl nie zuvor, am wenigsten in Erzählungswerken nicht-russischer Autoren, hat man das, was typisch ist für jüdische Judenverfolgungen, so scharf und deutlich herausgehoben gefunden wie hier. Man kann nicht behaupten, der Verfasser habe mit zweierlei Maß gemessen; sondern er stellt Christen wie Hebräer schlechtweg als Menschen dar mit all ihren bösen oder guten Begierden und Handlungen.

Wir sehen diese landstädtischen Vöcher listig schwärmen und feilschen um des lieben Vorteils willen. Wir sehen die Alten orthodox im Buchstabenlauben und den Gewohnheiten der Vorfahren verharren; während schon im Jungvolk der Drang nach Freiheit lebt. Das will sich nicht mehr unter das starre Joch elterlicher Autorität beugen. Fast in jeder dieser jüdischen Familien existiert ein Außenseiter. Gamme-Liebe verläßt, da die Mutter sie mit einem Stammesgenossen verheiratet will, den sie vorher wieder gekannt hat noch lieben kann, das mütterliche Haus heimlich, um in Moskau oder Petersburg zu studieren. Einer ihrer Brüder, der Rechtsanwält Segal hat es ehemals gerade so gemacht und ist sogar Christ geworden. Doch dies alles und vieles andere bildet ja nur das Vorspiel zur Tragödie. Wie Pogrome gemacht werden, erfährt man hier einmal mit unheimlicher Wahrheit. Nicht das einfältige Bauern- und Kleinbürgervolk macht sie, sondern die Polizei. Dazu bedient sie sich zweifelhafter verbrecherischer Subjekte, die in ihrem Sold stehen. Hier ist einsterl namens „Nylowitsch“. Niemand kann sagen, ob er wirklich so heißt, was er treibt, wovon er lebt. Bald taucht er hier, bald da auf. In Moskau münzt er den Revolutionär und Studenten, der sich in alle Kreise fliegt. Und dann wieder zieht er

als Bettelkind durchs Land. Aber er ist nur ein Spion und der Regisseur für angezettelte Pogrome. Da es mit dem Märchen von ritualen Knabenmorden nicht mehr geht, führt der „Mönch“ einem christlichen Tunichtgut ein zwölfjähriges Christenmädchen zu. Das Kind wird natürlich vergewaltigt. Darauf tragen die beiden Anstifter den Leichnam in einem Sack nach dem jüdischen Friedhof, wo sie ihn, wohlversehen mit einigen Stroh- und Schnittwunden, nachts hinlegen und das Mordmesser unweit davon in die Erde stecken. Beides wird man dort finden — und der Pogrom ist fertig. Ja, diesmal wird man endlich den Beweis zu liefern vermögen, daß der rituelle Mord doch kein Märchen sei. Nicht Knabenblut begehren also die talmudischen Geheimlehren, sondern — Mädchenblut. So darf Nylowitsch sich rühmen, einen „neuen Ritus, mehr ins Auge fallend und glaubwürdiger, mit einem gewissen weiblichen Duft über sich“ geschaffen zu haben. . . . Mabelungs Roman verdient allenfalls gelesen zu werden, denn trotz aller romanhaften Beigaben gibt er ein wahrhaftes Kulturbild Rußlands.

Verpöht man darin überall Leben und Wahrscheinlichkeit, was soll man dann zu dem fünfteiligen Roman in zwei Bänden „Totenzauber“ von Fedor Sologub (München bei Georg Müller) sagen? Bisher kannten wir kleine, manchmal vorzügliche Erzählungen von ihm. Und jetzt dieser unvermittelte Sprung ins Große? Aber täuschen wir uns nicht. Das nach Monumentalität aussehende Gebilde ist aus lauter Steinchen, buntfarbig und poetisch reizvoll zwar, dennoch nur mosaikartig zusammengefügelt. Vom wichtig schreitenden Epiker keine Spur. Christus ist des Epos Gegenfänger. Sologub ist ein Vertreter der jung-russischen „Intellektuellen“. Sie bilden den polaren Gegensatz zur sozialistischen Weltanschauung und sind gleich ihrem reaktionären Chorführer Mereßkowsky von der Jurist vor dem „Anmarsch des Bösewichts“ befallen. Sie schwärmen für die Erhaltung gewisser gegenwartseindlicher Zustände, für die frommgläubig abgestempelte „russische Volksseele“ und predigen neßbei den Radt- und Schönheitskultus Alt-Griechenlands.

Alle diese Werkzeichen kehren in Sologubs Roman wieder. Er nennt ihn „Eine Legende im Werden“. Der Sinn ist ziemlich dunkel. „Ich ergreife ein Stück grauen, armseigen Lebens und schaffe aus ihm eine liebliche Legende, weil ich ein Dichter bin“, sagt Sologub. Nun wohl, ein Poet ist hier am Werk gewesen, und sein Recht sei es, sich eine Zukunftswelt zu extrahieren, die mit unserer Gegenwart nichts mehr zu schaffen hat. Indem der Autor aber alle modernen Kulturfrömmungen und Lebenserscheinungen wie in einem großen Spiegel auffängt, müssen wir uns doch über seine eigene Anschauung und künstlerische Absicht Klarheit zu verschaffen trachten. Verfährt er im Legendengewande steptisch? Will er uns ironisch oder gar satirisch kommen? Sein Held wird als ungeheurerer Willensmensch in allem, was er vollbringt, gezeichnet. Und weil er gerade auch König werden will, braucht er sich bloß auf den bakantischen Thron in Utopia zu melden — und er wird es. Hierin scheint mir der Kern der Sologubischen „Legende“ zu stecken. Seine Schwärmerei für die starke Individualität, für die Autokratie des Willens als herrschendes Prinzip, sagt die Verneinung des demokratischen Entwicklungsprinzips in sich. Wollte Sologub unter legendären Verkleidungen sein eigentliches Zukunfts-Evangelium verhiiden? Dann dokumentierte er für sich und seinesgleichen den Abstieg von der freiheitsumrauschten Höhe, von der aus einst alle wahrhaft großen russischen Geisteskämpfer und mit ihnen heute das sozialistische Proletariat die aufstrebende Welt begrüßt haben. Von diesem entwerteten Bürgerium Rußlands würde nichts mehr zu erwarten sein.

Slawische Passivität: sie ist auch typisch für „Elisabeth Diakonoffs Tagebuch einer russischen Frau“, das uns Charlotte Pingoud in deutscher Uebersetzung (bei Greiner und Pfeiffer, Stuttgart) vermittelt. Elisabeth Diakonoff, in Paris rechtswissenschaftlichen Studien hingegeben, starb — ob infolge eines Unglücksfalls oder ob durch Selbstmord, weiß man nicht — im Alter von 27 Jahren. Ihr Vater war an progressiver Paralyse gestorben. Bald erkennt sie, daß sich seine Krankheit auf sie vererbt hat. Beständig wähnt sie unter dem Druck dieses psychischen Leidens zu stehen. Ihr Leben ist Apathie, Schwäche, Willenslosigkeit. Immer spielt sie mit dem Tode, der ihr Erlösung von aller Qual bedeutet. Sie ist, sagt die Herausgeberin ihres Tagebuches treffend, eine typisch russische Frauengestalt, zweiseitig von Kind an, stehen ihr Gefühl und Reflexion, Religion und Welt, sittliche Forderung und sittliche Leistung, Wissenschaft und Leben, Kunst und Leben unvermittelt gegenüber. . . . Ihre Kindheit, ihre Jugend ist eine Geschichte des Leidens am Leben und an sich selbst. Das ist das spezifisch Russische dieses Buches und, kann man sagen, das Typische für die „Intellektuellen“ von heute.

Ernst A. Krowst.

Die Durchquerung des Südpolarcontinents.

Von H. Singer.

Daß Ernest Shackleton, der Amundsen und Scott den Weg zum Südpol geebnet hatte, für seine geplante neue antarktische Expedition etwas „Großes“ vorhabe, wußte man schon seit langem; ja, man meinte sogar, er plane noch viel Größeres als er jetzt zu unternehmen beabsichtigt. Hatte er doch vor Jahresfrist angedeutet, er wolle von Enderbyland aus eine Schlittenreise quer durch den

Südpolarcontinent nach dem Nothmeer ausführen. Eine Durchquerung bereitet der englische Reisende ja nun in der Tat vor, aber sie soll auf einer Route vor sich gehen, die bei weitem nicht so lang sein wird als der Weg von Enderbyslande aus. Von da nämlich bis zu der Stelle, wo Amundsen die Vereinigung von Viktoria- und Edwardland vermutet (86 Grad südlicher Breite), sind es rund 28 000 Kilometer; von dem jetzt von Shackleton gewählten Ausgangspunkt im Süden des Weddellmeeres aber, dem Quipoldlande, sind nur etwa 1800 Kilometer zurückzulegen. Das ist ein gewaltiger Begünstigung, und die Entfernungen spielen bei Landreisen in der Antarktis keine geringere, vielleicht eher eine größere Rolle, als die Gangbarkeit des Geländes oder das Wetter.

Man weiß wenig darüber, wie das Innere des Erdteils Antarktika aussehen mag. Zwar ist der Südpol zweimal erreicht worden, doch beidemal von ein und derselben Seite, vom Nothmeer aus. Man steigt da von der ebenen, schwimmenden Nothischen Eisplatte über lange, schwierige Gletscher zum Randgebirge des Viktorialandes empor und kommt dann bald auf schwach welliges Inlandeis, auf dem der Pol in ungefähr 3000 Meter Meereshöhe liegt. So haben es Amundsen und Scott, vor ihnen auch schon Shackleton selber angetroffen. Wie weit aber an anderen Stellen dieses bei Windstille gut gangbare Inlandeis gegen die Peripherie des Südpolarcontinentes reichen und das Wandern mit Schlitten und Schneeschuh begünstigen mag, das weiß man nicht. Es ist also auch ganz ungewiß, wie die südlich des Weddellmeeres liegenden vereisten Landstriche aussehen. Will man lieber sie trotz dieser Unkenntnis dennoch eine Vermutung wagen, so kann sie nur dahin lauten, daß hier sowohl eine schwimmende Eisplatte von der Ausdehnung der Nothischen, wie auch weite Strecken Inlandeis festehen dürften. Es scheint vielmehr, daß der Marsch in der Hauptsache durch Gebirge führen wird, von denen Amundsen einen Teil gesehen und Maudslotti genannt hatte.

Nun zur Frage der Sicherung der Teilnehmer an der Durchquerung in Bezug auf Lebensmittel, Kleider, Petroleum. Hierüber liegen reichliche Erfahrungen vor. Die Bezwingung des Südpols geschah in der Weise, daß man von einer für Schiffe allsommerlich erreichbaren Station mit Hilfe von Hundes- oder Pferdeschlitten gegen den Südpol vorging, worauf man auf demselben Wege nach der Station zurückkehrte. Diese Polarreise fand im südpolaren Sommer statt, d. h. in der Zeit zwischen Oktober und März, nachdem man auf der Station den Winter zugebracht hatte und die letzten Wochen des ihm vorausgegangenen Sommers, nach Ankunft auf dem Forschungsfelde, dazu benutzt hatte, den in Aussicht genommenen Weg polwärts möglichst weit gen Süden mit Proviantniederlagen zu besetzen.

Auch Shackleton hat auf seiner Reise von 1908 bis 1909 gegen den Südpol so operiert. Für die neue Reise aber glaubt er auf diese Marschführung durch Depots verzichten zu können. Man liest nämlich, Shackleton werde, nachdem er im November 1914 das Quipoldland betreten habe, sofort mit der Schlittenreise in der Richtung auf das Nothmeer beginnen, derart, daß er schon im April 1915 dort herauskommen und von dem dorthin geschickten Nebenschiffe aufgenommen werden könne. Nur von diesem Nebenschiffe sollten auf der Nothischen Eisplatte Depots nach Süden für den ankommenden Shackleton vorgeordnet werden. Nehmen wir nun an, daß das Südwärts bis zum 86 Breitengrad geschehen kann, so wäre Shackleton während des größten Teiles seines Weges, auf 1500 bis 1600 Kilometer, außerstande, die Vorräte für Menschen und Hunde zu ergänzen, und das würde aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Untergang bedeuten, zumal ihm dort alles unbekannt ist.

Solche Tollkühnheit aber ist Shackleton im Ernst doch wohl nicht zuzutrauen, und so wird der Plan schließlich eine etwas andere Gestalt annehmen. Nachdem Shackleton die Landung auf Quipoldland gelungen sein wird, dürfte er den Rest des Südsommers 1914/15 dazu benutzen, seinen späteren Durchquerungsweg bis in die Nähe des Südpols mit Vorratsdepots zu besetzen. Von der anderen Seite, von der Nothischen Eisbarriere her, wird das Nebenschiff gleichzeitig daselbst tun, und zwar von Framheim aus, dem Winterquartier Amundsens von 1911. Dann würde Shackleton den Winter 1915 auf dem Quipold oder der Fildner-Barriere verbringen und die Durchquerung erst im Südsommer 1915/16 auszuführen versuchen. Sie könnte im Oktober 1915 beginnen und im März 1916 beendet sein, wenn alles glatt geht. Im Falle des Mißlingens hätten die Depots auf der Weddellseite die Aufgabe, den Rückzug zu sichern.

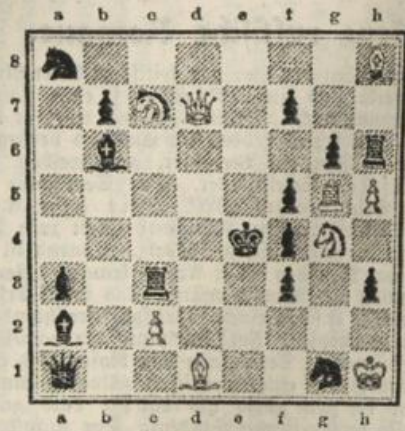
Und mit diesem Mißlingen des Durchquerungsversuches ist trotz aller Tollkraft Shackletons zu rechnen, auch wenn sein Plan die angegebene veränderte Gestalt gewinnt. Zunächst ist es gar nicht sicher, daß Shackleton an der Südküste des Weddellmeeres überhaupt landen kann. Der Fildnerischen Unternehmung ist das nicht gelungen, und der schottischen Expedition unter Bruce auch nicht. Sollte aber Shackleton darin glücklicher sein als seine beiden Vorgänger, so müßte man wieder bezweifeln, daß der kurze Rest des Sommers 1914/15 genügt, die Depots weit genug landeinwärts vorzutreiben. Dieses Land ist doch ganz unbekannt; man wird nach der geeigneten Route erst suchen müssen, und dazu wird Zeit gebraucht.

Erwägt man alles, so ergibt sich folgendes: Daß eine Durchquerung der Antarktis ausführbar ist, läßt sich zwar nicht bezweifeln. Aber diesen Erfolg wird wohl erst ein späterer Forscher erringen, dem Shackletons Erfahrungen zugute gekommen sind.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Unser Turnier: Motto „Imperator“.



2+ (80-208 T)

Wie wir von J. Capablanca persönlich erfahren, ist das Meisterturnier in Havanna einstweilen als gescheitert zu betrachten, weil die überwachende Finanzkommission der nordamerikanischen Union gegen die Schachverwendung von Steuergeldern durch die nur teilweise autonome kubanische Regierung Einspruch erhoben hat.

Die internationale Regelung der Bedingungen künftiger Weltmeisterschaftsmatches steht auf dem Programm des Petersburger Schachkongresses. Der Match Lasker-Nimzowitsch soll indes davon nicht berührt werden. In Verbindung mit diesem Kongreß ist jetzt ein nationales Turnier im Gange. (Neun Preise von 1000 R. abwärts.) Von den 18 Teilnehmern seien folgende bekannte Namen genannt: Nimzowitsch, Alechin, Salwe, Löwenfisch, Freimann, Lewitski, Flamberg, Snosokorowski. Dann russische Meister, die im Auslande leben: Taubenhaus (Paris), Alapin (Heidelberg), Lowzki und Gregori (beide in Berlin). Außerdem noch sechs starke Amateure. Nachstehend eine lebhafteste Partie dieses Turniers.

Holländisch (4 Jan.)

Alechin. Lowtzki.

1. d2—d4 e7—e6

Die Variante 1. f5; 2. e4f; fe; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, e6; f3, ef; 6. Sxg3 ist wegen des großen Entwicklungsvorsprunges von Weiß in Mißkredit gekommen. Der Textzug sucht deshalb durch Zugumstellung eine andere Variante von „Holländisch“ auf.

2. c2—c4

Auf andere plausible Züge kann d7—d5! geantwortet (z. B. e4, d5 Französisch).

2. f7—f5

Mit d7—d5 entsteht „Damen-gambit“. Mit dem Textzuge ist die alte Variante von „Holländisch“ erreicht. (1. d4, f5; 2. e4, e6 zc.)

3. Sb1—c3

Hier (sowohl als auch im nächsten Zuge) ist g2—g3 nebst Lg2 (event. auch a2—a3) sehr zu erwägen, um die Aktionsfähigkeit der schwarzen Läufer wesentlich einzuschränken.

3. Sg8—f6

4. e2—e3 b7—b6!

5. Lf1—d3 Lc8—b7

6. Sg1—f3 Lf8—b4

7. Le1—d2 0—0

8. Dd1—c2 Lb4xc3

9. Ld2xc3 Sf6—e4

10. 0—0-0

Vorsichtiger 0—0.

10. d7—d5

11. Sf3—e5 Sb8—d7

12. Se5xd7

Verliert Temp. Besser d2—f3 (so wie auch im nächsten Zuge).

12. Dd8xd7

13. Le3—e1 d5xc4

14. Ld3xc4 Sc4—d6

15. Le4—f1?

Besser 15. f3, SxL; 16. Dxs. De6 zc.

16. Lb7—e4

16. De2—c3 a7—a5!

17. f2—f3 Le4—d5

18. a2—a3

Oder 18. Kb1?, Lxa2? 19. KxL3, Da4? zc.

18. Tf8—b8

Planßbler e7—e5 oder Te8.

19. Lf1—d3 b6—b5

20. De3—c2 Tb8—b6 (b4!)

21. e3—e4 Tb6—c6

22. Le1—c3 Ld5—c4

23. d4—d5! e6xd5

24. Ld3xc4 Te6xc4

25. b2—b3 Te4—c6

26. e4xd5 Te6—c5

27. b3—b4 a5xb4

28. a3xb4 Te5—c4

29. Ke1—b2 e7—c5

Weiß härter war Sd6—e5—b6—

a4? zc.

30. d5xc6 Dd7xc6

31. De2—b3 Kg8—h8 (Kf8!)

32. Td1—d3 De6—b6 (Da6!)

33. Kb2—b1 Te4—c6 (T4 e8!)

34. Db3—d5 Sd5—c4

35. Th1—d1 Te6—c8

36. Dd5xf5 (Dd7!) Db6—a6

37. Le3xc3? Kh8—g8!

38. Td1—d2

Gewagt. Le3! erzwingt Remis durch einiges Schach.

38. Sc4xd2?

Sehr zu erwägen war Te8.

39. Td3xd2 Da6—g6

Welch drohte Dg5.

40. Df5xg6 h7xg6

41. Lg7—b2 Te8—d8

42. Td2xd8? (Te2!) Tb8xd8

43. Kb1—c2 Kg8—f7

44. f3—f4? (h4!) Kf7—e6

45. g2—g4 Td8—c8?

46. Ke2—b3

Kd1 bot noch gewisse Remischancen.

46. Te8—c4

47. Lb2—c3? (f5!) Te4xL4

48. h2—h3 g6—g5

49. Kb3—c2 Tf4—f3

50. Le3—d2 Ke6—f6

Aufgegeben.